

(Nachdruck verboten.)

7]

Der Müllerhannes.

Roman aus der Eifel von Clara Viebig.

Er ließ die Pferde gehen, wie sie wollten; so knapp bogen sie am Rand des Stehens um, daß oft ein Rad über'm Absturz hing. Aber es war nicht sorgloser Leichtsinm mehr, der den Herrn also unachtsam machte; eine zornige Bitterkeit war in ihm aufgewallt, und das zu Kopf steigende Blut hatte sein Auge getrübt. Er nagte an der Unterlippe. Wenn er jetzt die Tina bei sich hätte, wahrhaftig, er könnte ihr einen Schlag geben, mitten hinein in das blasse, wehleidige Gesicht, das ihm nicht mehr gefiel. Unwirsch sah er hinter sich: aber da saß nur sein Hund, der Nero, breit auf dem Kutschsitz und bläute die Zunge heraus.

Nun hatten die Pferde die Höhe gewonnen — da war schon das Waschhaus, das, wie auf Vorposten hinausgeschoben, die Nähe des Dorfes kündet. An der Quelle, die durch die Mauer geleitet, drinnen in die steinernen Tröge plätschert, stand ein Mädchen und spülte Leinzeug. Sie war jung und drall und rief lachend: „Gut Heil!“ Da machte der Müller: „Brr!“ Die Pferde standen.

War wo ein Sträßchen Sonne hinter den Wolken, hier oben am Waschhaus traf das; hier sangen den ganzen Sommer die Grillen im Gemäuer, und waren die im Winter gestorben, so sangen noch die jungen Mädchen von Manderscheid, und ein Summen und Surren tönte weithin von emsig sich rührenden Zungen. Heut war die eine allein hier, aber die galt für zehn, Hannes glaubte lang nicht eine so hübsche gesehen zu haben. Es zog ihn vom Wagen. Sie spritzte ihn zwar mit Wasser und schwenkte ein nasses Sandtuch zur Abwehr vor sich her — aber es war ja der Müllerhannes, dem schlug man ein Köpfchen nicht ab.

Die Pferde scharrten schon ungeduldig, und der Hund bellte dumpf, da stieg ihr Herr wieder auf; noch ein Nicken, ein schäfernder Gruß, ein Lachen, das das Echo am Mosenkopf herausforderte, und Müllerhannes raste dem Dorfe zu. Nun war er wieder wohlgehumt. Ihn dünkte schier, die Kleine am Waschhaus hatte die Sonne hervorgeholt. Wichtig, da guckte die bleiche Novemberpersonne auch schon aus den Nebeln! Jetzt zur Mittagzeit da hatte sie noch Kraft und brannte ihm förmlich auf dem breiten Rücken. Ein Behagen sondergleichen durchrieselte ihn: ah, nun wars plausierlich!

Aus dem ersten Häuschen des Dorfes rief ihn einer an. Es war der Bäcker Driesch; dürftig nur war sein Lächeln, dem Mann standen die Sorgen auf der Stirn. Schon lange war er schuldig fürs Mehlmalen und für manchen Scheffel Korn, den er noch dazu beim reichen Müller entlehnt.

An die zwanzig Thaler war die Rechnung; nun konnte er heut endlich zahlen, wenn's dem Hannes genehm war, das Geld selber mitzunehmen. Der sprang vom Wagen und ließ sich in blanken Thalern auf die Theke zahlen, fast reute es ihn, es einzuflecken, denn dem Driesch schien das Geld an den Fingern zu kleben, und die Frau mit dem verarbeiteten Gesicht, die durch die Thürspalte zusah, folgte jedem Thalersstück mit einem langen Blick. Wie konnte man nur so an den paar Thalern hängen!

Wissend schwang sich Müllerhannes wieder auf seinen Wagen und hielt bald danach vor des Laufelds Haus.

Jacob Laufeld wohnte der Kirche grad' gegenüber. Sein Haus war stattlich und fein zartgrün gestrichen. Stallung und Remise gehörten dazu, und auf dem Hof breitete sich ein stattlicher Misthaufen.

Auf der Bank vor der Thür saß ein halbwüchsiger Knabe, der Nero sprang vom Kutschsitz und fuhr ihm an die Hosen. Aber da bekam er einen Tritt mit dem nagelbeschlagenen Absatz gegen die Schnauze, daß er sich winselnd unter dem Wagen verkroch; diesmal hatte er sich geirrt, das war kein armseliger Handwerksbursche oder ein elendes Bäuerlein, das war des Laufeld Josef.

Die Hände in den Hosentaschen stand der Josef und starrte den Müller an.

„Is Dein Vadder zu Haus?“

„Geht selber gucken!“

Der Junge rührte sich nicht. Es blieb Hannes nichts

übrig, als selber die Zügel der Pferde um den Saft in der Mauer zu schlingen und schweren Tritts in den Flur zu stampfen. Niemand kam ihm entgegen.

Der Laufeld saß in der großen Stube zu ebener Erde am Cylinderbureau über dem die große Lithographie des Abgeordneten Windhorst hing, und hatte durchs Fenster alles draußen gesehen. Was, der kam zweispännig, der wollte sich wohl gar vermessen, er sei reicher, wie er?! Oho, wenn die Leute auch sprachen: „Der reiche Müller — der reiche Laufeld“ — der einzig reiche in Wahrheit war doch nur er! Mochte der Hannes nur immer draußen ein wenig warten.

Mit leisen Schritten ging er dann rasch durch die Stube und machte die Thür zum Nebenzimmer breit auf, damit der Besucher die roten Plüschmöbel sehen könnte, die goldgerahmten Oelbilde an den Wänden und das breite Tafelklavier, das Prachtstück der Einrichtung, die im Dämmerlicht der immer geschlossenen Läden wie neu erschien.

Es pochte.

„Angtree!“

Müllerhannes trat ein.

„Boschur,“ sagte er unbefangen; er hatte den schlechten Empfang wohl übel bemerkt, aber er war zu stolz, um das zu zeigen. „Boschur, Laufeld!“

Jacob Laufeld that sehr überrascht.

„Ihr seid et Hannes — ne, ich sagen doch, eso en Ueber-raschung! Ich han neist gehört. Placiert Euch! Wo siehen dann die Knecht? Michel, Kobes, Steffen“ — er machte die Thür zum Flur auf, und nun schrie er auch nach den Mädchen: „Bäbbche, Ketteche, Adelheid! Spannt dem Müller die Pferd' aus! Bringt des Bernkastler, un zwei Gläser!“

„Laßt nur das Ausspannen,“ sagte Hannes hochfahrend; er hatte sich nicht gesetzt, aber während der andre ihm den Rücken kehrte, einen Blick in die gute Stube nebenan geworfen. Sei, war die nobel, viel nobler, als seine zu Haus! Und ein Klavierchen, Kozdonner, wahrhaftig, ein Klavierchen! Schwer riß er den Blick davon los.

Aus der rechten Hosentasche zog er einen Beutel mit Geld, aus der linken auch einen. Mit einem Plumps ließ er sie auf die Platte des Cylinderbureaus fallen. „Sei, zählt nur, et stimmt. Un dann, hei“ — aus der Brusttasche brachte er nebst einem Bündel verknüllter Kassenscheine die ihm von der Bank vorgeschriebene Quittung zum Vorschein, — „hei, unterschreibt dat, und dann sein wir fertig!“

„Om,“ machte der Laufeld; und dann fing er an, nach-zuzählen. „Zwanzig, vierzig, sechzig, achtzig, hundert,“ bis die fünftausend voll waren. Dabei ärgerte er sich: wahrhaftig, der Hannes machte ein Gesicht, als seien die Fünftausend ein Cassendreck. War der wirklich reicher, als man dachte? Das hätte er gern gewußt. Er schlug auf den Strauch.

„No, Müllerhannes, Ihr seid ja gut getheert.“

„Gut getheert, noch besser geschmeert!“ sprach der.

„Ihr habt wohl dat große Los gezogen, dat Euch die Gold-stückelcher eso abgehn, wie andern Leut die Würr?“

„Kann sein!“ Der Müllerhannes lachte; mi wußte er's, der Laufeld ärgert sich, hatte wohl gar gedacht, er solle kommen und barnen und karnsen.“ „En Zehr, en Ehr, en Not, en Wehrpfeimig muß man immer im Haus han,“ sagte er höchst ehrenwert und klapperte mit den Thalern, die er beim Driesch eingenommen, in der Hosentasche, während der Laufeld sein Geld packte und sorgfältig ins Cylinderbureau verschloß.

Die unterschriebene Quittung steckte nun Hannes gelassen ein und griff nach seinem Gut. Eben kam ein Mädchen herein, die Flasche Bernkastler trug sie unterm Arm und ein Tabsett mit zwei Gläsern vor sich her. Hinter ihr kam der Junge, der vorhin draußen auf der Bank gesessen.

„Meine Josef,“ sagte der Laufeld, gleichsam vorstellend.

Es gab Hannes einen Stich durchs Herz — was hatte der Laufeld für einen hübschen, strammen, fecten Jung', und er — er hatte keinen! Alles Blut schoß ihm zu Kopf. Er starrte den Knaben an, und dieser starrte wieder mit dem dreisten Blick des verwöhnten Jüngsten. Die älteste von den Schwestern des Josef war verheiratet, die andern Nönnchen im Kloster, der Junge wußte 's wohl, ihm allein fiel einmal hier das An-wesen zu.

*) Betteln und Klägeln thun.

Draußen fing jetzt das Glöckchen der Kirche an zu läuten. Jacob Laufeld schlug rasch ein Kreuz und sah dann etwas verlegen um sich: sollte er wegen dem da die Mittagsandacht versäumen, noch dazu am Tag des mildthätigen Heiligen, des Bischof Martinus?

Hannes bemerkte seine Unruhe.

„Ich gehe schon,“ sagte er. Und dann mit gutmütigem Spott: „Laufst nur, Laufeld, das Ihr net zu spät kommt. Ich denken, dat sein net alleweil die Frömmsten, die in der Kirch' dat größte Kreuz schlägen.“

Dem Laufeld wurde heiß, gern wäre er dem frechen Lästler über's Maul gefahren; aber er bezwang sich: Groß' Maul und Uebermut thun selten gut — der würde schon die Heimgahlung kriegen.

Die Flasche Bernkastler blieb ungetrunken.

Auf der Gasse fing jetzt plötzlich der Nero an zu rumporen, sein wütendes Gebell mischte sich ins Gebimmel des Glöckchens und ins Gesangs' des Josef. Der Bube, der sich schnell wieder hinausgeschlichen, war auf einen hohen Stoß Kastenholz gestiegen und schoß von hier den fremden Hund mit Erbsen aus seinem Pustrohr.

Als Hannes jetzt aus der Thür trat, sah er's und mußte laut lachen: „Ei, was schoß der Jung' so gut, und wie dumm war der Nero, 's waren ja keine Schrote, nur Erbsen, die auf seinem dicken Fell abprallten!“

Aber jetzt, halt, das war ein Wehgeheul! Dicht am Auge war die Erbsen angeprallt; wie von einem Schuß getroffen wälzte sich das große Tier wieselnd im Staub. Josefsche stieß ein Siegesgeschrei aus, aber Hannes sprang mit einem Kluch zu: das konnte dem Hund das Auge kosten!

„Du Klappes, Du Biwat!“ schimpfte er und drohte dem Knaben. „Mach! Ich verwamsen Dir den Buckel!“

Der Junge lachte und schnitt eine Grimasse; sein hübsches Gesicht, Auge, Wangen, Mund, Nase, alles schrumpfte zusammen, wie bei einem Kontraktmännchen, und nun streckte er die Zunge heraus. Er fühlte sich auf dem Holzstoß sicher.

Aber der große Mann langte hinauf und packte ihn bei den Weinen. Ehe das Josefschen sich's verah, war es hintergezogen, stand auf der Gasse, und die breite Hand des Müllers fiel ihm schwer auf die Kehrlaute.

In diesem Augenblick trat Jacob Laufeld aus der Thür; er wurde blaß und rot bei dem, was er sah.

„Badder,“ schrie der Junge durchdringend.

Aber Hannes ließ sich nicht beirren, wieder und wieder fiel seine schwere Hand nieder. „Grensfört,“ sagte er entschuldigend, „der Jung' hat minen Hund geschossen, etweil muß hän sein Prügel dafür kriegen.“

„Dat ist meine Saach,“ rief der Laufeld gereizt.

„Badder, Badder,“ freischte der Junge dazwischen und schrie viel mehr, als die Prügel wehthaten.

„Laßt den Jung' los!“

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

Der seelische Aufruhr über die ruchlose Schweinhändlung hatte ein wahres Fieber ästhetischer Humanität erzeugt. Selbst Offiziere, die gern sich darüber unterhielten, wo das geeignetste Schlachtfeld gegen den inneren Feind wäre, versielen in Seelenkämpfe, sobald sie an die Missethat dachten, daß man von Kunstwerken mit frebler Hand Stücke abgeschlagen hatte. In der Presse erörterten Juristen Gesetzesvorschlüsse gegen das Bandalentum. Herr Dertel verlangte in der „Deutschen Tageszeitung“, daß man den Missethäter entsprechenden Glieder abhaute — mit der Humanitätsduselei müßte endlich einmal ein Ende gemacht werden; übrigens sei das Verbrechen nur eine notwendige Folge des ungenügenden Zollschutzes der Landwirtschaft, was das Land entvölkere, die Massen in die Großstädte treibe und dort jene Verrohung erzeuge, von der man dranshen Gottlob nichts wiße.

Zu den Thätern leitete lange keine Spur. Da sandte eines Tags ein angesehenener Künstler eine Denunziation an die Staatsanwaltschaft, die eine so genaue Personalbeschreibung enthielt, daß der Frebler binnen einer Stunde dingfest gemacht werden konnte. In der Untersuchungshaft benahm sich der Mensch so wunderbar, daß man fast an seiner Zurechnungsfähigkeit zweifelte. Er berief sich auf seine heilige Antzpflicht und drohte mit schwersten Strafen, wenn man sich an ihm vergreifen würde. Im übrigen war er geständig und rühmte sich seiner That.

Es kam zur Gerichtsverhandlung.

Der Vorsitzende war selbst außerordentlich erregt und hatte einen feuerroten Kopf. Er herrschte den in Ketten herbeigeführten Menschen an: Angeklagter, Sie sind einer That beschuldigt, so nieder-

trächtig und gemein, daß ein Aufsjäger des Entsetzens durch die ganze civilisirte Welt ging. Mit roher Hand haben Sie edle Kunstwerke angetastet, die zarten Gebilde genialer Schöpferkraft verstimmt, Sie haben die Wehrlosigkeit der nur durch sich selbst geschützten, selbst Barbaren heiligen Werke benutzt, um ganze Städte von ihnen abzuschlagen, Nisse und Furchen hinein zu hämmern, die feinsten Linien grausam zu zerstören und edlen Zierrat zu plündern. Bekennen Sie sich schuldig?

Der Angeklagte erhob stolz sein Haupt und erklärte: Nein. Nein? schon der Vorsitzende, Sie haben doch aber im Vorverfahren gestanden, daß Sie es gethan haben?

Der Angeklagte: Gethan hab' ich's allerdings, aber schuldig bin ich nicht. Es ist vielmehr meine Pflicht ...

Der Vorsitzende: Schon gut. Fangen Sie nicht wieder mit dem alten Geschwätz an. Eine schöne Pflicht, Kunstwerke zu demolieren! Können Sie sich wenigstens auf Milderungsgründe berufen, waren Sie sinnlos betrunken?

Der Angeklagte (empört): Herr Präsident, keine Veleidigungen. Wenn ich meinem Berufe nachgehe, bin ich stets nüchtern. Sie zeihen mich einer Pflichtvergessenheit, die ich nicht auf mir sitzen lassen kann ...

Der Vorsitzende: Schon gut, schon gut. Wir werden nächster in die Frage eintreten, ob sich die Hinzuziehung eines Sachverständigen empfiehlt.

Der Angeklagte (erregt): Wollen Sie etwa damit die Behauptung der Heypresse nachsprechen, daß ich kein Sachverständiger sei, daß ich von meinem Geschäft nichts verstehe?

Der Vorsitzende: Ich meine natürlich medizinische Sachverständige. Auf dem Gebiete des Vandalismus sind Sie allerdings sachverständig. Das hat man gesehen.

Der Angeklagte (überreicht dem Gerichtshof seine Visitenkarte): Ich bin nicht gekommen, mir weiterhin derlei Ehrverletzungen gefallen zu lassen. Ich bin L. d. R. Mit der Medizin hat die Frage überhaupt nichts zu thun, sondern vielmehr ausschließlich mit der öffentlichen Sittlichkeit, zu deren Güter ich ...

Der Vorsitzende (abwehrend): Beruhigen Sie sich nur!

Der Verteidiger (verlegen): Vielleicht war der Angeklagte in China.

Der Angeklagte: Ich verziehe die Frage nicht. Ich war nie in China.

Der Verteidiger: Vielleicht hat der Angeklagte aber Bilder gesehen, wie dort walte Kunstwerke erbarmungslos zertrümmert wurden, und da hat seine Phantastie ...

Der Vorsitzende (unterbrechend): Das gehört nicht hierher.

Der Angeklagte (wütend zum Verteidiger): Ich entziehe Ihnen hiermit mein Mandat. Ich brauche solche Verteidiger nicht. (Der Rechtsanwält packt seine Akten zusammen und verläßt den Saal.)

Der Angeklagte (johal): So, nun sind wir ganz unter uns, lauter königstreue Hüter des Staatswohls. Jetzt können wir uns offen aussprechen. Und ich hoffe, daß Sie mit der verdamnten Inquisition endlich aufhören werden. Wir ziehen doch alle an einem Strang ...

Der Staatsanwalt: Da muß ich doch sehr bitten.

Der Angeklagte (lächelnd): Aber gewiß, lieber Kollege! Sie haun die unnützen Glieder der menschlichen Gesellschaft ab, welche z. B. schädliche Gedanken aussprechen, und ich bearbeite in der gleichen Richtung die sichtbaren Erzeugnisse der sogenannten Künstlerphantastie.

Der Vorsitzende: Sie bilden sich doch nicht etwa ein, daß Sie ein wohlgefälliges Werk damit gethan, daß Sie völlig sinnlos Kunstwerke verträppelt haben. Jeder fühlende Mensch, der nicht ganz verhärtet ist, muß eine Empfindung dafür haben, wie nichts-nutzig es ist, mit plumper Hand mitten in die künstlerische Eingebung hineinzugreifen und hier ein Glied abzuzerren, dort eine tiefe Wunde zu schlagen. Das ist schlimmer, als wenn man dem Schöpfer selbst Herz und Hirn zerfleischen würde. Alle die gewaltthätig verwundeten Kunstwerke heben wider Sie die Hand zum Fluche. Sie haben unerseßliches Leben zerstört, die hehrsten Zeugnisse gestaltenden Menschengenies gehändelt. Fühlen Sie denn gar keine Gewissensregung?

Der Angeklagte: Herr Präsident, Sie reden wie ein Socialdemokrat, wie ein Anarchist. Kein Künstler hat das Recht, sich frei auszuleben, seine wüsten Phantasien unbehindert auf dem Markt der Öffentlichkeit auszustellen. Das wäre der Untergang der Moral, der Monarchie, des Staates, der Religion. Schon in die Kinder würde das Gift der Sünde einströmen, die Seelen der Jugend würden verpestet werden. Freiheit ist Sturz der Autorität, Untergang der Gesellschaftsordnung. Freiheit — das bedeutet die Herrschaft der Gotteslästerer, Majestätsbeleidiger und Ehebrecher. Da bin ich eben berufen, dem Unheil zu steuern und mit Hammer und Meißel die geilen Schöpflinge zu beseitigen. Seit zwanzig Jahren arbe ich zum Heile des Vaterlandes diese Thätigkeit. Sehen Sie hier (der Angeklagte entnimmt aus einem neben ihm stehenden Koffer ganze Berge von Splintern und Trümmern), alle diese Stücke habe ich mit eigener Hand abgeschlagen. Glauben Sie, daß diese Eingriffe den sogenannten Künstlern nicht weh gethan haben? O, sie haben zuerst schön getwehllagt. Ich habe sie aber allmählich daran gewöhnt. Und sie müden kaum mehr, wenn ich mit meinen Instrumenten in ihr — wie sie es nennen — Allerheiligstes ein-

bringe. Ich sage Ihnen, es giebt keine größere Lust, als wenn die Stüde so fliegen. So habe ich die Kunst von der Unsitlichkeit kuriert, und Sie mögen es immer beklagen, daß ich jedes Werk zum Torso schlage, ein tugendhafter Torso ist besser als ein vollständiges Geschöpf des Laifers.

Der Vorsichtige (leise zu den Beisitzern): Eine ganz neue Form des Wahnsinns! Sehr interessant, aber auch sehr gefährlich. Wir müssen uns hüten. (Rant, ruhig.) Also, Angeklagter, Sie wollen aus Gründen der Sittlichkeit die Stüde abgehauen haben?

Der Angeklagte: Jawohl, ich wollte Ordnung und Zucht in die Kunst bringen.

Der Vorsichtige (begütigend): Gewiß, gewiß... Aber, Angeklagter, wer giebt Ihnen das Recht, in dieser Weise, willkürlich nach Ihrem Geschmack die Schöpfungen anderer zu verstümmeln. Sittlichkeit ist doch gewissermaßen ein relativer Begriff. Sie können die Künstler nicht zwingen, daß sie sich alle, weil Sie's gerade so wollen, Ihrer Laune fügen, und Sie dürfen doch nicht, sofern sie es nicht thun, dann auf Ihre eigentümliche Weise nachhelfen, daß die Kunst nur so sprühen. Sie müssen wenigstens begreifen, daß Sie kein Recht dazu haben —

Der Angeklagte (sehr erstaunt): Ich kein Recht, ich kein Recht? (razend) Ich kein Recht? (schlägt mit der Faust auf die Anklagebank.)

Der Vorsichtige: Ich meine nur: es hat Ihnen niemand das Recht gegeben. Oder wer sollte es Ihnen gegeben haben?

Der Angeklagte (verblüfft, zornig): Wer mir das Recht gegeben hat, das fragen Sie? Wer hat Ihnen denn das Recht gegeben, zu richten?

Der Vorsichtige: Hm! Das ist doch mit mir etwas andres. Ich stehe im Dienste des Staates.

Der Angeklagte (schreiend): Und ich etwa nicht?

Der Vorsichtige (sanft): Nur ruhig, ruhig! Also Ihnen hat der Staat das Recht gegeben, Kunstwerken Stüde abzuhaun. So, so. Das wußte ich bisher nicht. Wer sind Sie denn eigentlich, mein Lieber?

Der Angeklagte: Ach, jetzt begreife ich. Sie kennen mich nicht? (würdevoll) Ich bin der — Censor. —

Joe.

Kleines feuilleton.

ec. Thella. „Thella — The! — la!“ Die schrille Stimme der Wirtin klang über das ganze Gehöft, es gab aber niemand Antwort als nur das Echo von der Scheune her. Die stand da hoch und finster; über ihrem tief herniederhängenden Strohdach lohte das Abendrot.

Die Wirtin riegelte das Fenster zu und rieb sich fröstelnd die Hände, sie warf einen Blick in die angrenzende Küche, wo eine Frau an der Abwaschwanne hantierte: „Se antwortet mir nich.“

„Wer weiß, wo sie steckt!“ meinte die Frau. „Am Ende packt se.“

„Was hat denn die schon zu packen? Ich hab' se ihren Lumpenbündel schon heut' morgen sämiren lassen.“

„Ich mein' aber doch, se is nach ihre Kammer gegangen.“

„Auf 'n Boden wieder? Na sein Se so gut... wer weiß, was se denn wieder für Dollheiten macht; ich werd' mal gleich sehen.“

Die Wirtin ging durch die Küche nach dem Hausflur und öffnete die Vorbodentür. Sie horchte die schmale Hühnerstiege von Treppe hinauf: „Thella!“

Es rührte sich nichts da oben im Dunkel, aber die Hothüre knarrte. Ein junger Knecht trat herein, er schien den letzten Auf gehört zu haben. Er lachte noch auf: „Sie suchen woll Ihr dußliget Mächen, Frau Menschen? Die sitzt jaug hinten auf 'm Hof bei de Hundehütte und heult.“

„O je... bei ihr „Liebes Ferdinand“? Se will ihm wohl Abje jagen?“ Die Wirtin stimmte in sein Lachen ein. Sie warf die Bodentür mit einem Krach in das Schloß und folgte ihm in die Gaststube. Es waren nur wenige Gäste drin: ein paar Landleute, halb Bauern, halb Städter, dazwischen aber auch ein wirklicher „Gerr“, eigentlich nur ein Herrchen, ein blutjunger Mensch in zierlicher Modetracht, der Amissschreiber. Er las im Kreisblatt. Am Auschank hantierte die Wirtstöchter, sie nickte dem Knecht zu und füllte ihm sein Glas, noch ehe er's bestellt hatte. Sie kannte ihn schon, und während er trank, sah sie die Mutter fragend an.

„Ich find' ihr nich“, sagte die Wirtin, „aber der Knecht meint, se säß hinten bei ihr Liebes Ferdinand.“

„Da sitzt se und heult“, wiederholte Karle. Das Mädchen lachte hell auf.

„Schiden Se ihr her, Karle“, sagte die Wirtin. „Se geh'n doch wieder über'n Hof. Ich behalt' ihr keine Nacht mehr.“

„Ich schid' ihr.“ Der junge Mann hatte sein Glas geleert, er fuhr sich mit der Hand über den Mund und wandte sich wieder nach der Thür. Die Wirtin tuschelte mit der Tochter, da wandte sich drüben am Tisch der eine von den Bauern herum, ein alter Grantopf: „Ihr Mäd'el zieht wohl heut', Frau Menschen?“

„Na ja, endlich! s wird Zeit...“ Die Wirtin legte sich über den Tisch: „Ich geb' ihr ihren Lohn, ich will ja froh sein, wenn se erst wech ist, das verdrehte Zeschende.“

„Die kann einem ja 's Haus über'm Kopf anzünden“, mischte sich die Tochter ein. „Was meinen Se, Herr Köhler, vorgezeu-

denken wir, sie schläft in iherer Kammer, da sitzt se daneben auf 'm Boden, aber ganz hinten unter's Dach unterm Balken und hat's off'ne Dicht neben sich: se will seh'n, wie de Mänsje tanzen. Und so was seht als Dienstmädchen, so 'ne Halberückel!“

„Na, red' Du man nich“, sagte die Wirtin. „Wer hat se denn gemietet? Du?“

„Na ja, aber wo denn auch?“ Die Tochter verzog maulig den Mund: „In de christliche Herberge, da denit man doch, man kriegt was Gut's, und die Schwöcher sagt noch, se wär' in 'n Stift erzogen und wär' bloß 'n bißchen dumm. Du hast doch auch erst gemietet, daß se verrückt is, wie se anfang mit ihr „Liebes Ferdinand“.“

„Na ja, ihr „Liebes Ferdinand“! Die Wirtin sah lachend zu den Gästen hinüber. „Den Hund nennt se Liebes Ferdinand und deat ihn mit ihrem besten Roß zu, damit 's liebe Ferdinand nich friert, und giebt ihm ihr bestes Essen. Wie se bloß auf den Unjann kommt!“

„So hieß gewiß 'mal ihr Schah“, spottete einer von den jüngeren Gästen; die Wirtstöchter kreischte auf: „Neh, die Thella 'n Schah, der alle Wasserpollade, die neh'm'n se doch alle hoch.“

„Die hätten se man ruhig in's Stift lassen sollen“, warf der granbärtige Bauer ein: „So 'n armes Luder unter fremde Leute, wo alles seinen Feck mit se hat, det is eijentlich noch nich richtig.“

„Na, erlauben Sie 'mal, wieso denn nicht?“ Der Amissschreiber ließ sein Kreisblatt sinken. Er jah den Alten geringschätzig an: „Das Mäd'el kam ja arbeiten! Für 'ne Anstalt ist die nicht verrückt genug.“

„Was? Nich verrückt genug?“ Die Wirtin schrie auf: „Was die aufstellt! Alles verquatscht sel! Wenn se für fünf Pfennige Gewürzkröner holen soll, bringt se fünf Pfund.“

„Und de Silberlöffel schneuert se mit Sand“, fiel die Tochter ein; „und denn die Geschichte mit dem Licht auf 'm Boden! Und unsre gute Butter nimmt se als Pomade und alle Glasscherben freet se sich in de Tafel... Wenn se sich nu de Hand aufgeschnitten hätte? Denn hatten wir den Schaden. Und die soll nicht verrückt sein?“

„Ich sage ja nur, für eine Anstalt noch lange nicht verrückt genug.“ Das Herrchen that beleidigt: „Das wär' ja noch schöner, für so'n Frauenzimmer, das arbeiten kann, soll 'ne Gemeinde Geld bezahlen?“

„Das finde ich auch“, gröhlte ein anderer Gast. „Machen se man, daß se hier 'raus kommt, eh' se noch ganz und gar verrückt wird, sonst kriegen wir se auf 'n Holz.“

„Und wir haben andre Kosten“, murkte der Granbart etwas höh'nisch — er murkte es aber nur halblaut und die Andern hörten es auch nicht.

Die Thür neben der Schenke wurde aufgerissen. Karle kam herein. Lachend und johlend schob er ein Mäd'el vor sich her: „Da is se.“

„Nu aber raus, Thella!“ schrie die Wirtin. „Was lungerst 'n hier überhaupt noch 'rum? Da is Dein Lohn und Dein Lumpenpacken, marsch!“

Sie schob ihr ein Kleiderbündel, das Dienstbuch und zwei Thaler hin und wies nach der Thür. Das Mädchen sah verständnislos erst die Frau an, dann die Sachen. Es war ein kleines, verchrumpeltes Ding, Polin, unmerkbar; aus der niederen Stirn und den trüben Augen sprach der Stumpfsum in seiner jämmerlichsten Gestalt. Sie schluchzte: „Soll sich Thella weg? Nur nich weg. Weiß sich armes Thella nich, wohin...“

„Raus“, wiederholte die Wirtin. „Lauf' nach der Bahn, wenn De zugehst, bist in 'ner Stunde da, denn fährt se nach Berlin.“

„Weiß sich nich, wo is Berlin.“ Das Mädchen schluchzte stärker. „Wirst schon hinfinden“, sagte die Wirtstöchter.

„Und machst gleich, daß De hintonn'st“, rief eine Stimme vom Gästetisch her. Das Herrchen reckte sich plötzlich zum Herrn, es hatte sich erhoben und donnerte: „Wenn Du heut' nicht nach Berlin fährst, lassen wir Dich morgen vom Gendarm hinführen.“

Das schien zu wirken. Mit einem jähen Entsetzen griff Thella nach ihren Sachen und lief durch die Vorderzimmer nach der Straße hinaus.

Ueber der Gaststube lag Schweigen. Die Wirtstöchter sagte endlich: „Wenn se bloß nich wiederkommt.“

„Die kommt nicht wieder.“ Das Herrchen lächelte überlegen: „Die hat jetzt Angst. Sehen Sie, sie geht nach dem Bahnhof.“ Er wies durch das Fenster. „Die sind wir los.“

Da draußen lag eine Pappelallee, lang und trostlos, doppelt trostlos jetzt in ihrer kahlen winterlichen Dede. Zwischen den hohen Stämmen bewegte sich eine schwarze Gestalt; angstvoll vorwärts hastend wurde sie kleiner und kleiner, wurde zum Punkt, bis auch der Punkt verschwand in steigenden Schatten des Abends.

Der Granbart nickte vor sich hin, jah von einem zum andern und sagte langsam und bedächtig: „Wech is se — und was wird nu aus sie?“ —

x. Aus neueren Erziehungsromanen. So lautete das Thema des Vortrags, den am Freitagabend Dr. Gold im Bürgeraal des Rathauses hielt. Den Namen Erziehungsroman hat man vorzugsweise auf die Romane einer vergangenen Epöde angewandt: besonders bezeichnend dafür sind die großen Goetheschen Romane. Die Gattung hat sich aber erhalten. Von so und so vielen Romanen auch der Gegenwart können wir sagen, daß sie im besten Sinne des Wortes Erziehungsromane sind. Einige dieser neueren Erziehungsromane will der Redner darauf ansehn, was sie für die Frage der Kunst im Leben der Kinder bieten. Eine detaillierte Behandlung der Frage läßt sich im Roman nicht erwarten. Aber gewisse allgemeine Grundfragen, die unsre ganzen Kunsterziehungsfragen mit

viel weitergehenden Weltanschauungsfragen zusammenbringen, zieht der Erziehungsroman in Betracht. Allbekannt ist „Der grüne Heinrich“ von Gottfried Keller. Der grüne Heinrich wächst als Sohn einer armen Witwe unter kümmerlichen Verhältnissen zu einem träumerischen Jungen heran, der lieber Mollria kreibt, als in der Schule lernt, der mit seinen ersten Versuchen, sich künstlerisch zu betätigen, durchaus nicht den Beifall seiner Erzieher findet. Der grüne Heinrich fängt, bezeichnend genug, damit an, daß er sich in die Reiche der Natur verliebt, daß er Mineralien und Schmetterlinge sammelt, eine Menagerie anlegt, bloß um die Gegenstände der Natur um sich zu sehen. Schließlich giebt er diesen Naturkult auf. Er erbt nämlich im Wälschertal seiner Mutter eine große Scheibe weissen Wachs und fängt an, darüber nachzudenken, was sich alles daraus machen lasse. Er entwirft ein Stück davon und versucht, allerlei Gebilde daraus herzustellen. Dann hat er bei einem Visit in ein anatomisches Museum sich so für die Präparate in Spiritus begeistert, daß er diese nachzuahmen versucht. Er knetet nun aus seinem Wachs alle möglichen phantastischen Gebilde, die er für sehr wertvoll hält und in Wasser aufhebt. Das ist so ungefähr die erste Etappe im Leben dieses Kindes, die auf Kunst Bezug hat und den Trieb dazu noch recht unentwickelt zeigt. Eines Tages aber schaut der Junge einer Gesellschaft wandernder Schauspieler bei den Vorbereitungen des Spiels zu und sieht den Dekorationsmaler an der Arbeit, die ausgespannte Leinwand mit Farbe zu bemalen. Die einfache und sichere Art, wie der Dekorationsmaler seine Flächen mit wenigen Strichen bemalte, machte auf den grünen Heinrich den tiefsten Eindruck, regte zum Nachdenken und zur Nachahmung an. Im weiteren Heranwachsen folgt er dann dem künstlerischen Triebe mehr und mehr und unterläßt es nie, sich an die Natur zu halten und die Natur zu studieren: er wird ein Maler. „Der grüne Heinrich“ ist ein Künstlerroman. Man könnte daher zweifelhaft sein, ob sich Schlüsse für die Entwicklung des Durchschnittsmenschen daraus ziehen lassen. Ganz anders gartet ist ein Roman aus Tolstoj's jüngeren Jahren. Von ihm erwarten wir nicht die Forderung einer ästhetischen Erziehung. In diesem Roman aber findet sich eine schöne Schilderung, wie ein Knabe, ein stark innerlich veranlagtes Kind, eines Abends aus Langeweile zu der einen Farbe greift, die es besitzt, zu einer blauen Farbe, und damit Bilder auf mehrere Bogen Papier zu malen bestrbt ist. Eine ganze Jagd versucht er in Blau zu malen. Der blaue Hofe aber kommt ihm merkwürdig vor, und so macht er einen Strauch daraus, dann einen Stamm, eine Wolke usw., und weil er das alles nicht zu seiner Zufriedenheit herstellen kann, so überläßt er schließlich das Ganze. Die Episode zeigt, eine wie starke Sympathie Tolstoj doch dafür hat, daß das Kind seine Phantasie auch im Zeichnen betätigt. Derartige Stellen sind in diesem Roman noch mehr. Noch auf einen Künstlerroman ist einzugehen, um einmal von Seiten einer Frau zu hören, wie man sich das Interesse für die Kunst vorzustellen hat. Das ist Gabriele Münters „Frau Bürgelin und ihre Söhne“: gleichzeitig wieder ein Erziehungsroman. Er behandelt das Heranwachsen zweier Knaben, von denen der ältere sich zum Künstler entwickelt. Das langsame Sichbewußtwerden dessen, was ihn nun eigentlich am Univerfium vornehmlich interessiert, wird in diesem Roman sehr prägnant dargestellt. Fräulein v. Egidy schildert, wie in ganz gedrückter und kümmerlicher Weise, allerdings als Tochter eines Malers, aber ohne Anregung von dem vielbeschäftigten Vater, ein junges Mädchen heranwächst, das zum erstenmal, als es in der Wohnung einen Ofen sehen sah, sich in das weiche Material des Thons verliebte, ihn ergriff und auf ihre Stube schleppte, um ihn zu bilden. Da lag der Anfang ihrer Entwicklung zur Bildhauerin. Dies vielgeprüfte Mädchen findet den einzigen Trost in ihren bildhauerischen Arbeiten, wird dadurch über mißliche Verhältnisse erhoben. Trenssens „Jörn Uhl“ ist ein Erziehungsroman in ganz hervorragendem Sinne. Für den kleinen Jörn Uhl, der kein Künstler werden soll, ist es sehr charakteristisch, daß auch auf ihn die bildende Kunst und die Malerei nicht einflußlos bleiben. Durch das Buch geht ein tiefes Gefühl für den Zusammenhang, den künstlerische Eindrücke mit der moralischen Gestaltung des Menschenlebens und der Gestaltung der Weltanschauung haben können. Die Herstellung der Beziehung zur malerisch-künstlerischen Betrachtung der Welt fehlt in keinem Erziehungsroman.

Dies der Inhalt des Vortrages. Was die Vortragsart angeht, so läßt sich etwas Langweiligeres und Einschläfernderes kaum denken. Hinter dem Rücken des Referenten wurde denn auch thätiglich geknarrt. —

Meteorologisches.

en. Staubstürme in Australien. Durch das letzte Heft der „Nature“ wird genaueres über die schweren Staubstürme bekannt, die im Nov. über einige Teile Australiens, namentlich die Staaten Neu-Süd-Wales und Victoria, heimgesucht haben. Die scheinbare Veranlassung war ein ganz besonders tiefes Minimum, das unter schwacher Luftbewegung von West nach Ost vorwärtsschritt. Die Luft war dectart mit feinem Staub beladen, daß die Sonne nur wie ein trüber Ball hindurchsahen, und selbst große Gebäude in einer Entfernung von 1 Kilometer unsichtbar wurden. Sogar bei geschlossenen Thüren und Fenstern bedeckten sich alle Möbel im Innern der Häuser mit einem feinen grauen Niederschlag. Von den Schiffen wurde berichtet, daß die See gleichzeitig eine eigentümliche Weißfarbe hatte. Im Hafen von Sidueh wurde eine merkwürdige Erscheinung beobachtet. Die kleinen Wellen, die von einem Boot ausgetorfen

wurden, leuchteten nämlich in dem unbestimmten Sonnenlicht in einer höchst glänzenden stahlblauen Farbe, während das ruhige Wasser von einem leichten Schaum bedeckt schien, der wahrscheinlich von dem niedergeschlagenen Staub herrührte. Ein Beobachter vergleicht die wunderbare blaue Farbe mit der von Gletscheroassern und führt sie in beiden Fällen auf die Lichtspiegelung in einem mit fein verteilten Mineralstoffen beladenen Wasser zurück. Das gleiche ist auch an den heißen Seen von Neu-Seeland wahrzunehmen, wo das Wasser Kiesel in winzigen Körnchen enthält. Nach andren Mitteilungen muß der Himmel während der Staubstürme einen höchst seltsamen Anblick dargeboten haben. Er war von Wolken überzogen, die eine ungewöhnliche chokoladenbraune Farbe besaßen; unter diesen dehnten sich aschgraue Nebelstreifen aus, von sonderbaren dunklen Linien durchzogen. Die wenigen Regentropfen, die aus den Wolken zur Erde fielen, waren auch mit brauner erdiger Masse durchsetzt und hinterließen auf hellen Flächen allenthalben braune Flecken. Diese Umstände lassen darauf schließen, daß gleichzeitig weiter im Innern Australiens ein starker Wirbelsturm sich ereignete, der vermutlich auch die feinen Staubmassen in höhere Schichten des Luftmeeres emporgerissen halte. Näheres ist noch heute nicht darüber bekannt geworden, was nicht wundernehmen kann, da weite Flächen des inneren Australiens ganz unbewohnt sind. —

Humoristisches.

— Die Schlaue Birkin. Kellnerin: „Frau Birkin, heut' kommen zu uns jedenfalls viel Stadtleut' raus, weil 's Wetter so schön ist, und wir haben mir als Schweinsbraten, Käse und Butter!“
 Birkin: „Das macht nix! Da schreiben S' mir die ganz' Spei'lar'n voll und streichen S' nachher alles wieder aus bis auf Schweinsbraten, Käse und Butter, damit d' Stadtleut' seh'n, was ma' bei uns heut' scho' alles hab'n hat'könnal!“
 — Zu viel Sport. Erster Lehrling: „Wie gefällt es Dir im Geschäft?“
 Zweiter Lehrling: „So weit ganz gut — nur zu viel Sport wird getrieben! Der Chef angelt, der Compagnon radelt, der Profurirt antelt und der Buchhalter beutelt!“
 — Schicksalstücke. „Nun, wie sieht's mit der von Ihnen erfundenen Flugmaschine?“
 „Die ist mir leider ins Wasser gefallen!“
 „Und wie weit sind Sie mit ihrem Unterseeboot?“
 „Das ist in die Luft geflogen!“
 („Liegende Blätter.“)

Notizen.

— Die öffentliche Lesehalle in Königsberg hat die Einrichtung getroffen, ausgeschnittene wertvolle Zeitungsausschnitte zu sammeln und heftweise ihrer Bücherei einzuverleihen. —
 c. Amerikanische Zeitungen. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika giebt es, außer den Blättern in englischer Sprache, gegenwärtig: 743 deutsche Zeitungen, 63 schwedische, 60 norwegische, 39 französische, 38 czechische, 37 italienische, 37 polnische, 37 spanische, 19 hebraische, 16 holländische, 12 alt-slavische, 8 finnische, 6 portugiesische, 5 litauische, 5 armenische, 5 ungarische, 5 kroatische, 4 chinesische, 2 japanische, 2 griechische, 2 lateinische, 2 russische, 2 slowenische, 1 irotesische, 1 galische und 1 serbische. —
 — Die Redaktion des „Globus“ siedelt am 1. April von Braunschweig nach Berlin über. An Stelle des bisherigen Redakteurs, Professor Andree, übernimmt H. Singer die Leitung der Zeitschrift. —
 — Die Freie Volksbühne bringt am 18. Januar und den folgenden Sonntagen im Metropol-Theater zur Aufführung: „L'intruse“ („Der Eindringling“) von Maurice Maeterlinck, „Der Kammerjänger“ von Frank Wedekind und „Litteratur“ von Arthur Schnitzler. —
 — Friedrich Hebbels Komödie „Der Diamant“ wird am 18. d. M. in einer litterarischen Mittags-Vorstellung des Berliner Theaters zur Aufführung gelangen. —
 — Die Aufführung von August Strindbergs Schauspiel „Das Geheimnis der Gilde“ wird gegenwärtig im Schiller-Theater vorbereitet. —
 — Das Bunte Theater hat das dreiaktige Satyrspiel „Grotik“ von Gustav Wied erworben. —
 — Holger Drachmann hat ein neues Drama „Die grüne Hoffnung“ geschrieben. Das Stück wird demnächst in Kopenhagen gegeben werden. —
 — Die öffentliche Hauptprobe zum VI. Philharmonischen Konzert (Dirigent Arthur Nikisch) findet heute, mittags 12 Uhr, in der Philharmonie statt. —
 — Die diesjährige Kunstausstellung der Berliner Seceffion wird am 5. April eröffnet und bereits am 15. Juli geschlossen werden. —
 — Die im vergangenen Jahre gemachten neuen Erwerbungen der Nationalgalerie werden von Montag ab im Corneliusaal ausgestellt sein. —